

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896**

263 (8.11.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 165





Nr. 165.

Karlsruhe, Sonntag, den 8. November

1896

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unterzagt.

**Wuppchen.**

Humoreske von L. Unbeck (Bückeburg).  
(Schluß.)

Wuppchen hatte auf dem Bahnhof ihren Bräutigam nach dem Bilde gleich erkannt. Sie waren zusammen nach dem Hotel gegangen, wo ihre zukünftige Schwiegermutter, eine „effliche alte Dame“, wie Wuppchen sagte, sie empfing. Den Abend hatten sie zusammengesessen, und der neue Bräutigam hatte ihr ganz gut gefallen. Im besten Einvernehmen hatten sie sich spät getrennt, und Wuppchen hatte dem Verlobten noch ihre Papiere und Wertpapiere anvertraut. Im Wirtshaus sei so was bei einem Herrn sicherer, hatte der „schlechte Mensch“ gesagt. Am andern Morgen nun fand Wuppchen im Speisezimmer weder Bräutigam, noch Schwiegermutter vor. Die Herrschaften waren vor einer Stunde ausgegangen, hieß es. Wuppchen setzte sich an's Fenster und wartete; es wurde spät und später — niemand kam und sie begann unruhig zu werden. Der ganze Tag verging — schweren Herzens ging Wuppchen zur Ruhe; sie dachte nichts anderes, als daß ein Unglück ihre Lieben befallen habe und that die ganze Nacht kein Auge zu.

Am andern Morgen kam dann die Aufklärung in Gestalt eines Briefes, der nur die folgenden Verse enthielt:

An Fräulein Amalie Wuppchen!  
Die Erde ist ein Jammerthal!  
Dein Geld das thut mir passen  
Doch Dich muß ich verlassen.  
Altbacne Semmel schmeckt mir nicht,  
Leb' wohl, mein Schatz, vergiß mein nicht!

Die verlassene Braut hatte erst ein großes Lamento angestellt. Da sie ihrer ganzen Barschaft beraubt war, ließ der Wirt ihr etwas Geld für ein Billet nach unserer Eisenbahnstation, und so hatten wir denn das schmerzliche vermißte Wuppchen wieder bei uns.

Nachdem uns unter strömenden Thränen dieser Bericht gemacht war, fing meine Freundin an, der Untröstlichen zuzureden: „Nun seien Sie nur still, Mamsell, wir sind alle froh, daß wir Sie wieder haben, Sie können gleich hier bleiben! Und lassen Sie sich die Sache eine Lehre sein, daß Sie sich nicht mehr mit dem Heiraten einlassen! In Ihrem Alter ist man doch über solche Geschichten hinaus!“

Aber da kam die gnädige Frau schlecht an. Wuppchen richtete sich auf und trocknete ihre Thränen: „Zu alt bin ich, meinen die gnädige Frau? N' Mensch is man so alt, als er aussieht, und wenn gnädige Frau meinen, ich hätte die Hoffnung aufgegeben, dann irren sich gnädige Frau!“

Bis hierher hatte meine Fassung Stand gehalten, jetzt konnte ich nicht mehr; trotz Wuppchens beleidigter Miene lachte ich Thränen. Als ich ihr aber zurief: „Wuppchen, ich würde an Ihrer Stelle nach Amerika gehen, da dürfen die Damen auch Anträge machen“, sagte sie vorwurfsvoll: „Ich hätte nich-

gedacht, daß gnädiges Fräuleinchen mich auch verhöhnen würden“, und verließ mit der Miene der gekränkten Unschuld das Zimmer.

Wir brachten nun zwar sofort die Polizei auf die Fährte des ebenso humoristischen, wie poetisch begabten Epigonen, aber es war vergeblich, sowohl Wuppchen's Vermögen, wie ihr eintägiger Bräutigam blieb verschwunden. Erst war ihr Jammer groß; als aber alle Hoffnung, ihre Schätze wieder zu erlangen, dahin war, verichmerzte sie die Täuschung mit gewohnter Giltfertigkeit, und als ich abreiste, war sie wieder ebenso heiter wie früher.

Nach dieser Begebenheit gingen einige Jahre hin, ohne daß ich bei den Freunden war. Endlich luden sie mich so dringend ein, daß ich den Besuch nicht länger mehr aufschieben konnte; und so traf ich denn eines schönen Herbstmorgens auf der altbekannten kleinen Station ein. Die lieben Freunde empfingen mich wie immer mit offenen Armen. Als ich nach der ersten Begrüßung mit den Kindern durchs Gutshaus lief, fand ich auch das gute Wuppchen wieder vor, frisch, rosig, aber auch lebiger wie immer. Sie begrüßte mich freudig, und wir frischten die alte Freundschaft von neuem auf.

An einem der nächsten Tage war Schützenfest im nahen Städtchen; unsere Gutsleute gingen fast sämtlich hin, und zu unserm Staunen dat sogar Wuppchen um Urlaub. Wir sahen sie nachmittags hinziehen, im Gesicht hochrot, angethan mit dem verhängnisvollen roten Halbschleiden, das in uns eigentümliche Erinnerungen weckte. Den ganzen Nachmittag klang die Musik aus den Lanzellen bis zu uns herüber; und wenn das Fest ebenso heiter war, wie die Stimmung der spät heimkehrenden Gutsleute, dann mußte man fast bedauern, nicht selbst dort gewesen zu sein.

Als wir am andern Morgen beim Frühstück saßen, klopfte es, und Wuppchen trat ein, sie war feuerrot im Gesicht und augenscheinlich in großer Verlegenheit. „Na, Mamsell, was giebt's“, frag freundlich die Hausfrau, als sie Wuppchens wichtige Miene bemerkte. „Gnädige Frau — ich — ich wollte man bloß fragen, ob ich zu Micheli wohl gehen könnte; ich möchte nämlich — ich wollte heiraten!“

Da wars heraus. „Heiraten? Ist das Ihr Ernst?“ riefen wir durch einander, „wen denn?“

Wuppchen wurde womöglich noch röter und senkte den Kopf. „Meinen Bräut'jam!“ sagte sie ganz verschämt.

„Na, Mamsell, das können wir uns denken“, lachte der Hausherr, „mal raus mit der Sprache, wer ist denn der Glücklichliche?“

„Wenn mich die Herrschaften bloß nicht auslachen“, meinte Wuppchen ängstlich, „er is — er is n' Ausländer“ — dann senkte sie die Stimme und sagte mit niedergeschlagenen Augen, „er heißt Bill Tibbins.“

Der Hausherr schien plötzlich etwas einzufallen. „Sagen Sie mal, Mamsell“, sagte sie, „es ist doch wohl nicht der



Schwarze, der seit drei Wochen in der Stadt beim Krugwirt wohnt?"

„Ja, doch, — aber er ist nicht ganz schwarz — man bloß dunkelbraun — und so'n netter, guter Mensch!“

Wenn wir bis jetzt noch ernst geblieben waren, so entsetzte Wuppchens letzte Antwort einen solchen Lachsturm, daß Wuppchen erschreckt in Thränen ausbrach und spornstreichs aus der Thür rannte.

Halb erschrocken vor Lachen eilte ich ihr nach; ich fand sie auf ihrem Zimmer. Ihre Thränen waren schon halb versiegt, sie stand am Fenster und hielt ein Bild in der Hand, das sie bei meinem Eintritt erst versteckte; dann aber besann sie sich eines Besseren. „Gnädiges Fräuleinchen“, sagte sie, „Sie sollen das Bild sehen, denn ohne Ihnen wäre dies Glück mich nicht zugefallen.“

Erstaunt sah ich sie an. „Ohne mich nicht? Wie meinen Sie das, Wuppchen?“

„Das sollen Sie alles zu wissen kriegen, gnäd'ges Fräuleinchen! Also gestern war ich doch auf'n Schützenfest. Erst war es man so ete-petete, ich langweilte mich sehr. Nach 'ner Weile sah ich Bill — aber da nannte ich ihn noch nicht so! — in die Ecke stehen, und weil ich mir immer vor die Ausländer interessiert habe, drängte ich mich 'n bischen in seine Nähe, und wir kamen denn auch bald ins Gespräch. Er spricht ja man 'n schlechtes Deutsch, aber verstehen thun thaten wir uns doch, und er gefiel mich auch ganz gut. Er erzählte mich von Amerika, und daß er bald wieder hinginge, und daß er dann 'ne kleine Wirtschaft anfangen wollte. Es wäre man bloß traurig, daß er noch keine Frau hätte, die hätte man da so nötig. . . . Und sehen gnäd'ges Fräuleinchen, da is mich eingefallen, — da is mich eingefallen, daß gnädiges Fräuleinchen mich selbst mal gesagt haben, in Amerika da wäre es so Mode, daß Damens auch Anträge machen. J, denk ich da, wenn der das gewohnt is, wird er wohl drauf warten, daß du ihm was sagst, und dies sollte eine Andeutung sein. Und da hab' ich denn mich bedacht, wie das in Büchern steht, und hab ihm 'nen Antrag gemacht. Erst kam es mich schmerzlich vor, aber nachher nicht mehr. Und Bill freute sich und sagte, ja, er nehme den Antrag an, und Geld brauchte ich nicht zu haben, das könnte man in Amerika leicht verdienen. Und merken gnäd'ges Fräuleinchen jetzt, daß Sie mich zu dem Glück verholfen haben?“

Wuppchen hielt inne, und ich Chesistlerin wider Willen starrte so verblüfft wie noch nie auf die Photographie des krausköpfigen Vollblutnegers, die mir Wuppchen in die Hand gedrückt hatte. Wuppchen folgte meinem Blick, und mit einem leisen Anflug von Verlegenheit sagte sie: „Daß er so . . . dunkel is, war mich auch erst 'n bischen unbehaglich — aber er is 'ne Seele von Mensch, und das is auch was wert!“

Dies bestätigend, erhob ich mich, um fortzugehen; als ich aber kaum aus der Thür war, kam Wuppchen mir nachgestürzt. „Ich wollte bloß sagen, gnädiges Fräuleinchen sagen es doch niemand, daß ich mich auf amerkan'sch verlobt habe? — Es is mich man darum, weil sie denn doch alle lachen!“ Ich versprach ihr, die merkwürdige Verlobungsgeheißte zu verschweigen und ging auf mein Zimmer, um noch einmal meiner lange zurückgebrachten Lachlust die Bügel schießen zu lassen.

An Michaeli heiratete Wuppchen denn richtig ihren Bill; leider konnte ich der Hochzeit trotz ihrer dringenden Einladung nicht beiwohnen. Das junge Paar siedelte nach New-York über, wo sie eine Wirtschaft eröffneten, die sie innerhalb einiger Jahre zu wohlhabenden Leuten machte. Wuppchen ist mit ihrem schwarzen Gatten und im Kreise ihrer wirklich nur bräunlichen Kinder sehr glücklich und hat es nie bereut, daß sie einst alles daran gesetzt hat, um dennoch ihr Ziel zu erreichen.

**Luther und seine Geschwindtschreiber.**

Von Dr. Fritz Specht (Charlottenburg.)

(Schluß.)

Luther selbst war von dieser „mörtlichen Wiedergabe“ seiner Reden ebenso wenig erbaut, wie manche unserer heutigen Parlamentarier. Aber während diese dem Stenographen es nicht verzeihen mögen, daß seine Aufzeichnungen nicht das enthalten, was sie gern gesagt haben möchten, so hatte der große Reformator Grund zu der Klage, man „verhümpele ihm seine Predigten, daß er sie selber nicht verstehe“. Sein Anmut wurde noch dadurch gesteigert, daß manche dieser Schnellschreiber im Solde von Buchhändlern standen und ohne sein Wissen seine Predigten und Reden auf Grund ihrer mangelhaften Nachschriften in den sogenannten Klauddrucken herausgaben.

Bei seiner Ueberbürdung mit Schreibwerk waren ihm freilich die „behende Aufzeichner“ gelegentlich ganz schätzenswerte Gehilfen. So hatte er auf Veranlassung Friedrichs des Weisen eine Postille (Predigtsammlung) für alle Sonntage des Jahres begonnen. Zu ihrer Vollendung zog er „seinen lieben Freund Magister Stephan Rodt“ und später seinen Schüler Caspar Cruciger heran, die — beide berühmte Geschwindtschreiber — nach ihren und fremden Aufzeichnungen sich des Werkes annahmen. Die „Wörtlichkeit“ dürfte allerdings zu wünschen übrig gelassen haben. Außerte doch Luther später den Wunsch, das ganze Buch möchte aus der Welt verschwinden und in besserer Gestalt wiedergedruckt werden. Mitbestimmend mag hierbei die Erkenntnis gewesen sein, die Luther in die Worte kleidet: „Es ist ein groß Unterschend, etwas mit lebendiger Stymme oder mit todter Schrift an Tag zu bringenn.“ Deshalb arbeitete er bei genügender Muße seine Predigten, wenn er sie drucken lassen wollte, zu vollständigen Abhandlungen aus.

Ueber die Technik dieser Vorläufer der Stenographen werden wir — abgesehen von den Originalnachschriften — durch einen Brief des sächsischen Kanzleischreibers Nikolaus Günther an Stefan Roth, der mit Erläuterungen und einem Gliedee aus der eingangs erwähnten Handschrift vom Weimarer Archivar Dr. Wieschke im „Archiv für Stenographie“ 1894 veröffentlicht worden ist. Günther war nämlich der Auftragsgeber, beim Religionsgespräch zu Worms vom Herbst 1540, die „mündlichen Reden gegeneinander von Wort zu Wort aufzuzuschreiben“. Nun hatte der gute Günther in seiner Kanzlei zwar manches Schriftstück mit der üblichen Bedächtigkeit abgefaßt, auch als Protokollführer „die Meinung mit wenig gemeinen Worten“ leidlich wiedergegeben, d. h. den Sinn in der Kurrentschrift kurz niedergeschrieben, aber sich bis jetzt noch nicht in der „Behendigkeit“ versucht, „alle Worte zu behalten“ (sehsabhalten). So bittet er den hierin erfahrenen Roth um einen Schnellkursus in dieser Fertigkeit. Aber das Erlernen dieser Kunst erforderte „Mühe und Arbeit“ und Beweglichkeit des Hirns und der Hände; einem Manne in reiferen Jahren kam es schwer an, die Sache „in Übung zu bringen“, ganz wie bei der heutigen Stenographie. So hat auf jenem Religionsgespräch zwar Cruciger durch seine Schreibgeschwindigkeit die Mittelwelt, insbesondere den Kardinal Granvelli, in Staunen gesetzt; Günther scheint aber auf den Auftrag verzichtet zu haben.

In diesen Verhältnissen liegt die Erklärung für das wunderliche Klaudderwelsch dieser Nachschriften und zugleich der Beweis, daß von einer wortgetreuen Aufzeichnung dieser Predigten, wie man sie vom modernen Stenographen verlangt, nicht die Rede sein kann. Diese Stenogramme bedurften erst einer Mädaübersetzung aus dem Lateinischen, die den ursprünglichen deutschen Ausdruck natürlich um so leichter und sicherer wiedertraf, je besser das Gedächtnis des Schreibers und je kürzer die Zeit war, die seit dem Hören verfloßen war. Wo so viele Worte unter den Tisch des Stenographen fielen, war eifrige Ausfüllung der Lücken unerlässlich, die je nach der größeren oder geringeren Beweglichkeit des Schreibers recht verschieden ausfiel. Schnellste doch der Verehrer Luthers, Andreas Roach, eine einzige Predigt Luthers in seinem Uebersetzer auf 60 Druckseiten an.

Die selbständigen Geister unter Luthers Geschwindtschreibern stellten sich zu ihrem Original überdies teilweise kritisch. So biligte der ruhige Roth nicht überall Luthers scharf zugeippte Aeußerungen und legte bisweilen die Feder einfach bei Seite, „bis Luther seinen überschaumenden Eifer gemäßiget hatte“. Gewissenhaft bemerkt er dies in seinen Nachschriften. Wer diese Thatfachen kennt, wird sich nicht mehr wundern, bekommt er die große Weimarer Lutherausgabe in die Hand und sieht im 14. Band die verschiedenen Fassungen von ein und derselben Predigt Luthers synoptisch in staltlicher Reihe nebeneinander, der wird aber auch den alten Geschwindtschreibern keinen Vorwurf machen. Sie leisteten, was sie mit ihren unvollkommenen Hilfsmitteln leisten konnten, und ohne ihre Anstrengungen würden wir uns vom gesprochenen Worte Luthers heute schwerlich eine Vorstellung machen können.

**Ein Denkmal für den badischen Generalleutnant Lingg von Linggenfeld.**

Einem Sohne unseres engeren Vaterlandes, und zwar dem badischen Generalleutnant Lingg von Linggenfeld, welcher am 21. Januar 1842 zu Mannheim gestorben ist, wird in diesen Tagen in der heftigen Stadt Hersfeld ein Denkmal errichtet werden und zwar zum Danke dafür, daß der Genannte die erwähnte Stadt im Jahre 1807 durch seinen Edelmut vor der Zerstörung bewahrt hat. Ueber die näheren Einzelheiten der damaligen Ereignisse wird uns aus Hersfeld folgendes mitgeteilt: Am 24. Dezember 1806 war dortselbst ein zu Napoleons Heere gehöriger italienischer Soldat von einem Hersfelder Bürger erschossen worden. Napoleon, dem dieser Vorfall berichtet worden war und dessen Bruder Jerome damals als König von Westfalen in Kassel residierte, hatte befohlen, daß die Stadt Hersfeld in der Mitte und an allen vier Ecken angezündet, vorher aber von den Soldaten ausgeplündert werden sollte.



Zu jener Zeit (Mitte Februar 1807) befand sich als Strafkommando in Hersfeld der französische General Burbot mit seiner mehr als 2000 Mann starken Kolonne, zu welcher auch das badische Jägerbataillon unter Oberstleutnant Lingg gehörte, und diesem war die Ausführung des grausamen Befehls Napoleons übertragen worden. Doch den braven Lingg erfasste Mitleid mit der unglücklichen Stadt und mit ihren Bewohnern, er sann darüber nach, wie er die Stadt retten könnte, ohne zugleich seine Pflicht als Soldat zu verletzen. Als am 20. Februar 1807, welcher Tag zur Ausführung des Befehls bestimmt war, Lingg mit seinem Bataillon auf dem südlichen Teil des Markplatzes (dem jetzigen, nach ihm benannten Linggplatz) Aufstellung genommen hatte, las er den Soldaten zunächst den Befehl Napoleons vor und forderte dann diejenigen, welche Lust zu plündern hätten, auf, vorzutreten und sich zu melden. Aber kein Mann rührte sich und eine zweite Aufforderung hatte dasselbe Ergebnis, die braven Badener, welche sich doch immer noch als Deutsche fühlten, wollten keine Räuber sein. Vorher hatte Lingg auch mehrere vereinzelt stehende baufällige Häuser anzünden lassen, die zwar bis auf den Grund niederbrannten, aber den übrigen Teil der Stadt nicht gefährdeten. Während Burbot, der mit seiner Abteilung vor der Stadt gewartet hatte, bis die Flammen emporgeleudert waren, den Weg nach Kassel einschlug, wendete sich Lingg sofort nach dem weimarischen Städtchen Vacha, wohin ihm eine Deputation der Hersfelder Bürgererschaft nachfolgte, um ihm ihren innigen Dank für die wunderbare Errettung der Stadt auszusprechen. Später wurde der edle Mann, der den Gehorsam gegen den Befehl seines Kriegsherrn mit der Menschenliebe und mit Milde zu vereinigen gewußt hatte, zum Ehrenbürger von Hersfeld ernannt und von dem Kurfürsten von Hessen in den Adelsstand erhoben, auch erhielt er den heftigsten Sonnenorden. Sein damaliger Landesherr, Großherzog Karl Friedrich, gab ihm den ehrenvollen Beinamen: „Der Mann von Hersfeld“.

Jetzt, fast 90 Jahre nach jenem denkwürdigen Tage und mehr als 50 Jahre nach seinem Tode, wird ihm von den dankbaren Bürgern Hersfelds auch ein sichtbares Zeichen des Dankes errichtet und zwar in der Form eines würdigen Denkmals, das am Sonntag den 8. November enthüllt werden wird und wozu auch Großherzog Friedrich von Baden eine Einladung erhalten hat. Die Erinnerung an Lingg und seine badischen Jäger wird niemals verlöschen, so lange noch von Hersfeld ein Stein auf dem anderen ruht! — Wie wir unsern Bericht noch hinzufügen können, ist nur noch ein Nachkomme Lingg's, ein Enkel, vorhanden, der als Kaufmann in Sittos in Ungarn lebt. (M. Anz.)

**Bismarckanekdote.**

pp. Paris, 5. Nov.  
Eine sehr interessante Erinnerung an den Aufenthalt Bismarcks in Paris während der Weltausstellung von 1867 veröffentlicht Jules Claretie in seiner Klauerei im „Temps“: „Der ausgezeichnete Baron Taylor erzählte mir viele Jahre später eine sehr bezeichnende Geschichte über Bismarck. Ein junger deutscher Musiker vom königlichen Opernhaus in Berlin war nach Paris gekommen, um sein Glück zu machen, wie so viele andere, und hatte sich schließlich, als alle seine Anstrengungen sich als vergeblich erwiesen hatten und er sich am Rande des Abgrundes erblickte, zu töten versucht, indem er sich in die Seine stürzte. Er wurde aber noch lebend aus dem Wasser gezogen und Baron Taylor, der von dem tragischen Schicksal des armen jungen Menschen Kunde erhalten hatte, hatte denselben Geld zur Heimreise gegeben, sowie ihn auch anderweitig großzügig unterstützt. Herr von Bismarck, dem der arme Musiker die Sache mitgeteilt hatte, ließ es sich angelegen sein, dem Baron Taylor persönlich zu danken und ließ sich während seines Aufenthaltes in Paris nach der Rue de Bondy führen, wo der ehemalige königliche Kommissär beim Théâtre-Français seit langen Jahren wohnte. Es war das eine seltsame Wohnung, ungeheuer groß, gleich sie gleichzeitig einer Bibliothek und einem Provinzialmuseum, in dem alle möglichen Gegenstände zusammengeworfen werden, römische Altertümer, Ueberreste von Mastodonten, zerbrochene Amphoren, Mineralien u. s. w. Mitten in diesem Staube und unter den Mikroskopen lebte der lebenswürdige Greis vergnügt und ruhig. Und als man ihm die Karte eines „Herrn, der unten in einem Sticker wartete“ überreichte, nahm sich der Baron gerade die Zeit, seinen Schlafrock auszuziehen und sich in einen Gehrock zu werfen. Der Kanzler trat mit hochgehobenem Haupte hochmütig cordial ein und betrachtete forschend den Greis, seine verstaubten Bücher und seine Vasen. Taylor bat ihn, sich zu setzen. „Alle Wetter“, sagte Bismarck, „Sie haben hier viel Staub.“ Und mit seinem Handschuh fuhr er über die dicke Staubschicht der Mahagonilehne des ihm angebotenen Sessels hin. „Das kommt von meinen alten Papieren“, sagte der Baron. „Die alten Bücher sind im Stande, einen Palast in eine Hütte umzuwandeln. Das hat aber einen Ihrer berühmten Landsleute, Meyerbeer, nicht verhindert, als er beim Prononcieren auf der Straße eine der Arien seiner „Africainerin“ gefunden hatte, eiligt zu mir emporzustiegen, Papier zu verlangen und gerade auf dem Sessel, auf dem Sie sitzen, Herr Graf, die

Melodie niederzuschreiben. Es war der berühmte Einigungsakt!“ „Ihre Staub ist übrigens pittoresk“, erwiderte Bismarck lächelnd, „und ich begreife wohl, daß er Ihnen geheiligt erscheint, da Meyerbeer ihn berührt hat. Ich bin ja überhaupt gekommen, um Ihnen für das zu danken, was Sie für einen anderen meiner musikalischen Landsleute gethan haben.“ Und mit vollendeter Liebesswürdigkeit stellte sich der Kanzler dem Baron für den Fall zur Verfügung, daß eines der Mitglieder der Hilfsvereine, deren Vorsitzender Taylor war, in Berlin irgend eines Weistandes bedürfte. „Ich interessierte mich besonders für diesen jungen Mann“, sagte Herr v. Bismarck. „Sie haben eine glückliche Hand.“ — „Ich ersehe aus diesem Vorfalle“, meinte er im weiteren Verlaufe des Gesprächs, „daß nicht alle Franzosen daran denken, die Deutschen anzugreifen.“ — Darauf sagte er plötzlich in einem seltsamen Tone, der dem Baron auffiel, und der ihm das Gefühl einer lebenswürdig verdeckten Drohung erregte: „Ich füge hinzu, Herr Baron, daß ich Ihr persönlicher Schuldner bleibe und daß Sie in allen Lagen und unter allen Verhältnissen — unter allen, welche auch eintreten mögen, wiederhole ich Ihnen — an mich appellieren dürfen mit der Gewißheit, daß ich Ihnen darauf antworten werde.“ Ein Schweigen trat ein. Und Herr v. Bismarck präparierte, obgleich sich immer noch an die vage Ausdrucksweise der Diplomatie haltend: „Man weiß nicht, was sich ereignen kann, Herr Baron. Ich werde vielleicht nie wieder nach Paris zurückkehren, aber — Ihre Landsleute sind so lebenswürdig und gleichzeitig so provozierend — es ist immerhin möglich, daß ich wiederkomme. In Paris, wie in Berlin, bin ich Ihre Schuldner, Herr Baron, und sind Sie mein Gläubiger. Gedenken Sie mich an meine Schuld, wann Sie wollen, wo Sie wollen und Sie werden bezahlt werden. Es ist eine Dankeschuld. Man weiß nicht, was sich ereignen kann.“ Wiederholte der Kanzler langsam. „Wohl denn, Herr Graf“, erwiderte Taylor, „alles, was ich von Ew. Excellenz, deren Besuch eine große Ehre für mich ist, erbitten, ist, Sie nie wiederzusehen, weder in Berlin, wohin ich wegen meines hohen Alters trotz meiner Neigung nicht gehen werde, — noch in Paris!“ — „Auf Wiedersehen, Herr Baron“, sagte Herr v. Bismarck und reichte dem Baron die Hand. „Adieu, Herr Graf.“ — Drei Jahre später erinnerte sich der Baron Taylor bei dem vollenden Donner der Kanonen um das belagerte Paris des herausfordernden eigenartigen Tonfalles seines Besuchers, als er sagte: „Auf Wiedersehen,“ und „Man weiß nicht, was sich ereignen kann.“

**Freiburger Brief.**

1. November 1896.  
Je näher wir dem Winter rücken, desto lebhafter und reger wird das theatralische und musikalische Leben in unserer Stadt. Im Konzertsaal haben Kozalski, der geniale Klaviervirtuose, und Burmeister, der Zauberflüster auf der Violine, hier große Erfolge errungen — und Erfolge reizen. So treten andere Kräfte, auch heimische, auf den Plan. Fast giebt es keinen Abend, der nicht durch eine künstlerische Veranstaltung ausgefüllt würde. Sogar die Infanteriecapelle, von Musikdirektor Friedemann mit seinem Geschick geleitet, veranstaltet 3 große Konzerte, worin selbst Beethoven'sche und Mozart'sche Symphonien eine Rolle spielen, und sie hat schon manchen guten Wurf gethan. Unter den stets zahlreichen Hörern befindet sich fast jedesmal S. K. S. der Großherzog. Auch die Symphonieconcerte des städtischen Orchesters haben unter schönen Zeichen begonnen.

Auch das Stadttheater befindet sich mitten in ernster Arbeit. Zweifellos ist es aber, daß die hiesige Oper in der neuen Spielzeit schon ausgereiftere Früchte zeitigte, als das Schauspiel. Neben einer Neuaufführung von Verdi's „Othello“ brachte das Operpersonal den „Evangelimann“ (wobei Herr Kosé den Titelhelden trefflich spielte und sang) abgerundet heraus, und auch eine Wiedergabe des Loreley-Finale von Mendelssohn gelang vortrefflich. Aus bewährtem Kraftbewußtsein heraus hat man jetzt die Aufführung des „Nibelungenrings“ unternommen. Wenn da nur der gute Wille nicht auf ein künstlerisches Fiasko hinausläuft! — Auf dem Schauspielgebiet beeinträchtigt die Liebhaberkalamität das freie Spiel der Kräfte. Man kommt mehr und mehr auch im Publikum zur Ueberzeugung, daß man gegen das vorjährige Ensemble kaum Vorteile errungen hat. Neben Frln. Hoffmann, einer tüchtigen Iphigenie-Darstellerin, und Hrn. Fuchs, welcher im Fach der Heldenväter gutes leistet, ist unter den „Neuen“ wenig, was eine über's Gewöhnliche gehende Begabung verrät.

Da an dieser Stelle schon öfter auf bemerkenswerte Erscheinungen im Konzertsaal hingewiesen worden, so möchte ich der in diesen Tagen hier erstmals aufgeführten großen Komposition eines Freiburger Musikers und Sohnes dieser Stadt gedenken. Es ist dies eine Symphonie von Max Fischer, von dessen Viedern schon eine stattliche Reihe in weitere Kreise gedrungen. Das ganze Instrumentalwerk verrät seinen musikalischen Sinn und frische Phantasie von der ersten bis zur letzten Note. Die Art, wie die Themen aufgestellt, weitergeführt und ineinander verweben worden, wie die orchestralen Kräfte in reizvolle Besetzungen zu einander gebracht sind, offenbart den echten Künstler. Demgem. hat auch die



Komposition reichen Beifall gefunden, und der ist dem Künstler umsomehr zu gönnen, als er eine so bescheidene, niemals mit Präntation auftretende Natur ist.

Die Garderobe des Kaisers.

Von dem Umfange der Garderobe des Kaisers macht man sich im Publikum kaum eine richtige Vorstellung. Man braucht aber nur daran zu denken, daß der Kaiser die Uniformen sämtlicher Regimenter der preussischen Armee besitzt, daß zu diesen Uniformen die passenden Hüte, Pelme, Gamas, Bärenmützen, Capotas, Achselstücke, Epaulettes, Säbel und Kürasse vorhanden sind, daß es sich um die Uniformen der Infanterie, der Artillerie, von Husaren, Ulanen, Dragonern, Kürassieren, um die Uniformen der gesamten Garde aller Waffengattungen, endlich um die Uniform der Marine handelt.

Der Kaiser ist aber auch Inhaber von opanerischen, württembergischen, sächsischen, badischen und bairischen Regimentern und besitzt von diesen natürlich ebenfalls die passenden Uniformen mit passendem Jubelohr. Er ist endlich Inhaber von Infanterie- und Kavallerie-Regimentern in Oesterreich, Rußland, Schweden, England, Italien u. s. w., Admiral der englischen und schwedischen Flotte, und für jedes Regiment, das der Kaiser als Chef besitzt oder bei dem er à la suite geführt wird, hat er natürlich die betreffende Uniform. Wie aus dem im Verlage von Wilhelm Köhler in Minden i. W. soeben erschienenen „Deutschen Kaiser-Kalender für 1897“, welcher über 200 Illustrationen und 230 Seiten Text enthält, hervorgeht, füllen die ausländischen Uniformen allein zwei Zimmer, deren Räume ringsum mit Garderobeschränken dicht besetzt sind. Für den persönlichen Gebrauch hat der Kaiser von deutschen Uniformen große Generals- und Admirals-Uniformen, kleine Gala-Uniformen und verschiedene Garnituren von Waffenröcken. Dazu kommen die Jagdanzüge des Kaisers, die Jagduniformen, die er für sich und die Hofgesellschaft eingeführt hat, die Uniformen der englischen und deutschen Jachtclubs, denen der Kaiser angehört, Civilkleidungen für Sommer und Winter, Sportkostüme für das Lawn-Tennis-Spiel u. s. w., zu allen diesen Anzügen kommen die passenden Hüte, Handschuhe, Schlipse und Stöcke; dann die Leibwäsche des Kaisers und die Kasten voll Wusennadeln, Fingerringe, Manschettenknöpfe u. s. w.

Es giebt kaum ein Geschäft für Uniformen und für Herren-garderobe, das so reichhaltig mit Anzügen ausgestattet ist, wie die kaiserliche Garderobe.

Der Garderobier, welcher meistens ein älterer Kammerdiener ist, hat eine Anzahl von Dienern, welche Schneiderarbeiten versehen, zur Aushilfe, diese besorgen das Annähen von Knöpfen, das Zunähen von Mähten und die kleinere Färbearbeit; mit den Uniformen wird nämlich sehr sparsam umgegangen. Der Kaiser läßt seine Waffenröcke gewöhnlich 3-4mal neu besetzen, das heißt mit neuen roten Kragen und Aufschlägen versehen und auch an den Civilanzügen wird nach Möglichkeit gespart.

Zur Garderobe des Kaisers gehören gewissermaßen auch die Orden. Man schätzt den Wert der in- und ausländischen Orden, die er besitzt, an Gold, Edelsteinen und Brillanten auf ungefähr eine Million Mark. Die Verwahrung der Orden erfolgt in „Dressors“, und ein besonderer Beamter, ein Geheimer Hofrat, hat die Verwaltung dieses Ordenschatzes.

Wenn der Kaiser auf Reisen geht, werden schwere eiserne Kisten mitgenommen, welche in- und ausländische Orden enthalten und unter besonderer Bewachung von Beamten des Hofmarschallamtes stehen. Man schätzt den Wert dieser Orden, welche auf große Reisen in das Ausland mitgenommen werden, auf ungefähr 600 000 Mt.

Verschiedenes.

General z. D. v. Schachtmeyer beging am 6. November in Gelle die Feier seines 80. Geburtstags. v. Schachtmeyer ist zu Berlin geboren als der Sprosse einer alten preussischen Soldatenfamilie. Tradition und Neigung haben ihn in die Reihen der Armee geführt; sein rastloser Fleiß, seine hervorragende Begabung und nicht zum mindesten auch seine vorzüglichen persönlichen Eigenschaften brachten ihn bald zu verantwortungsvollen Stellungen, in denen er sich um Vaterland und Heer große Verdienste erworben hat. Schon als junger Offizier hatte er Gelegenheit, seine Kenntnisse bei der Anfertigung der für Preußens Armee so bedeutungsvollen Bündnadelgewehre, die er in den Jahren 1841-46 in Sommerda zu übermachen hatte, zum Nutzen des Heeres zu verwenden. Auf Grund seiner reichen Erfahrungen wurde Schachtmeyer später, 1855 bis 59, zum Vorsitz der Spandauer Gewehrprüfungskommission berufen, wie er überhaupt mehrfach zu Prüfungskommissionen über wichtige Neubewaffnungen der Infanterie herangezogen wurde. Im Kriege von 1866, den er als Kommandeur der 32. Infanterie-Brigade mitmachte, hat er besonders bei dem Gefecht von Hammelburg am 10. Juli erfolgreich eingegriffen, selbst in den vordersten Reihen das Gefecht leitend, bis er, nachdem ihm das Pferd unter

dem Leib erschossen worden, durch einen Schuß in die rechte Hand verwundet wurde. Als Generalleutnant zog er dann an der Spitze der 21. Division in den 70er Krieg. Gleich bei Wörth warteten seiner neue Lorbeeren. Auch hier war er bei dem verlustreichen Sturm auf Eisfahnen und dann bei dem kühnen Angriff auf Fröschweiler wieder in den vordersten Reihen, durch sein persönliches Beispiel die Truppen in Begeisterung mit sich reisend. Mit „besonderer Dankbarkeit“ gedachte deshalb im jüngst vergangenen Jubeljahre des 70er Feldzugs der Kaiser der wirksamen Leitung Schachtmeyer's, die seine Division zu „Ruhm und Sieg geführt“ hat; Ruhmestage wurden ihm dann auch die Kämpfe um Sedan, zumal bei Floing, wo er an Stelle des tödlich verwundeten Generals v. Versdorff das 11. Korps übernahm, das er bis Ende Februar, da General v. Bose von seiner Verwundung bei Wörth wieder genesen war, bei den Schlachten vor Paris führte. Nach dem Friedensschluß wurde Schachtmeyer, nach kurzer Führung der 8. Division, das damals doppelt wichtige Gouvernement der Festung Straßburg übertragen. 1876 wurde er zum General der Infanterie befördert und am 26. Januar 1878 wurde ihm das Kommando des württ. Armeekorps übertragen, das er bis zu seinem Uebertritt in den Ruhestand, am 15. Mai 1886, geführt hat. (Karlsru. Ztg.)

Wie weit die Brauchbarkeit eines Hundes geht, zeigt ein Vorfall, der sich vor einigen Tagen in Gienach zugetragen hat: Die Eltern einer in einem 2 Stunden von dort entfernten Orte verheirateten Tochter waren in ihrem Geschäfte für den Abend so sehr in Anspruch genommen, daß sie nicht glaubten, allein fertig werden zu können, und hätten gern an ihre Tochter telegraphiert, zu kommen, wenn die Telegraphenverbindung dorthin eine direkte gewesen wäre. Von der betreffenden Telegraphenstation aus muß aber ein Bote verwendet werden, der 1 1/2 Stunde nach dem Orte der Tochter zur Bestellung nötig hat. Bei Erwägung dieser Sachlage kam der Vater plötzlich auf den guten Gedanken, den zur Zeit und meist dort weilenden Hund seines Schwieger-sohnes zum Telegraphenboten zu machen. Er schrieb in einigen Minuten schnell sein Anliegen nieder, legte dieses Zettelchen in ein kleines Täschchen und band es dem Hunde um. Darauf jagte er ihn ein Stück seinem Ziele zu, indem er immer energisch nach dem Wege wies. Der Hund verstand den Mann und folgte gut, denn um 11 Uhr hatte er die Stadt verlassen, war in einer guten halben Stunde bei seinem Herrn mit der „Depeche“ angekommen, und kurz vor 2 Uhr waren schon Tochter und Schwiegersohn mit ihrem treuen Begleiter zur gewünschten Hilfeleistung und zwar zu Hause am Elternhause.

Eine Polizei-Affaire, die sich dramatisch behandeln ließe, macht in Basel viel von sich reden. Vor einigen Monaten hatte sich dort trotz des unaufhörlichen Regenmeters ein Angestellter eines industriellen Establishments aus dem Staube gemacht und zwar — zur Sicherung seiner Zukunft — mit einer bedeutenden Geldsumme. Man setzte die Polizei in Bewegung und hoffte namentlich in New-York des Flüchtigen habhaft zu werden. Doch was kein Verstand der Verantwortigen sieht, das ist in Einfall ein findlich Gemüt, und diesmal war es eine Kellnerin in Tunis, vor der sich der Dieb in einem Kaffeehause darselbst als „Graf von Paris“ gerierte, aber trotz dieses aristokratischen Titels dem Mädchen sehr bekannt und sehr bürgerlich vorlam, so daß sie ihn gleich als Stammgast einer Kleinbäcker-Wirtschaft anredete, worauf der Verblüffte sich verriet und nun allerdings durch konularisches Einschreiten zu der Ehre gelangte, vom Staate Tunis amtlich begrüßt und mit diplomatischer Begleitung nach der Schweiz eskortiert zu werden, wo er seiner Bestrafung entgegensteht. (Zts. Ztg.)

Italienische Eisenbahn-diebe. Aus Venedig, 4. Nov., meldet man der „Zts. Ztg.“: Ungeachtet der in Bologna, Mailand und anderen Orten vorgenommenen Verhaftungen von Eisenbahnbediensteten und den scharfen Vorkehrungen des Ministers Prinetti zur Verhütung der Diebstähle auf den Eisenbahnen, kommen doch fortwährend solche vor, ohne daß es gelingt, die frechen Urheber zu erwischen. Erst gestern wieder ist ein preussischer Offizier, Baron Roeder v. Roederich, Lieutenant im 5. preuss. Ulanenregiment, das Opfer eines solchen geworden. Herr v. Roederich war gestern mit seiner Gattin im hiesigen Grand Hotel abgestiegen. Beim Öffnen der Koffer, deren Verchlüsse in bester Ordnung waren und äußerlich keinerlei Zeichen von angewandter Gewalt an sich trugen, fand sich, daß das Geschmeide der Baronin im Werte von 20 000 Lire verschwunden war. Der Diebstahl muß auf der Linie Genua-Mailand-Venedig verübt worden sein.

Denksprüche.

Bedenke dies: schon manchmal trat ein Segen In der Gestalt des Unglücks dir entgegen; Dir fehlte nur in jener Zeit des Leidens Der klare Blick des scharfen Unterscheidens.

F. Löwe.

Wer nicht von der Vergangenheit lernt, wird von der Zukunft da für bestraft.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe Dirschstrasse.